

Mutterli

Autor(en): **Odermatt, Franz**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **10 (1906)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575691>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mutterli.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Skizze von Franz Odermatt, Stans.

Am Kirchweg, dort, wo ein schmaler Fußpfad von der breiten Straße gegen den Berg hin abzweigt, der mit dem entlaubten Wald finster und großmächtig in das Tal schaut, steht das Agathli mit einer Bekannten im Gespräch. Wie angefroren stehen die Weiber am Straßenhag, den der Schnee und die hohen Buben über den Winter um seine aufrechte Haltung gebracht haben; ein verkrüppelter Kirchbaum reckt seine zwei mageren Arme wie ein einsamer Wegweiser in die söhndurchwühlte Aprilluft hinaus. Zeitweilig rauscht der Wind im Wald; sonst ist es still im Tal. Die grauen Schneeflecken dem Hag entlang und hinter den Häusern lösen sich langsam in Wasser auf, das schmutzig über die breite Straße wie über den schmalen Pfad rinnt. Das Grau der Wolken am Himmel, der Ernst der Berge, denen der Wind das weiße Gewand gestohlen, ehe ihnen das grüne Wams des Frühlings geschenkt worden, schaut aus den Wassertümpeln. Aber wenn einmal der Wind sich eine Weile Ruhe gönnt, dann hört man wie das Plätschern eines Brunnens die Mäuler der zwei Frauen. „Alle mal ist es so, wenn die Mutter und die Milchmeierin zusammenkommen,“ sagt der junge Bub zu sich, der zwanzig Schritte weiter bergwärts auf dem Weg wartet. Darauf geht er einige Schritte, schaut wieder zurück. Er ist jung noch, blond, mit einem Knabengesicht. Aber in den Augen liegt ein reiferer Ernst, der erkennen läßt, daß der Junge über das Knabenalter hinaus ist. Jetzt hebt er die Schultern, als wolle er aus dem weiten ungeformten Gewand, das er trägt, hinauswachsen. Aber nein, das tut der Karli nicht! Der ist sich in dem Gewand so gut gewohnt wie auf die Mutter zu warten, wenn sie mit der Milchmeierin zusammentrifft. Und ganz geduldig sagt er: „Die sind fast nicht voneinanderzubringen! Und mir sagt sie dann immer, ich solle mich auf Straß' und Gab' mit niemand einlassen!“ — So sagt die Mutter . . . Er kann es heute freilich nicht mit ihrem langen Blaudern zusammenreimen, wartet aber doch, wartet geduldig, wartet auf das Mutterli.

Das Tal ist von Norden nach Süden offen. Ein Fluß und eine Straße durchlaufen es der Länge nach. Nur windet und biegt sich der alte Fluß an jeder Terrainerhöhung vorbei, während die neue Straße schnurgerade anläuft. Wie progenhaftig sie sich jetzt ausnimmt neben dem starken Fluß! Aber jetzt erscheinen ein paar Gesellen auf ihr. Ihrer drei sind es, und sie nehmen die ganze Straßenbreite ein. Sie rauchen Zigaretten, tun laut und rufen die Weibsteute an auf der Straße oder auch, wenn an einem Fenster ein Kopf sich zeigt. Das sieht und hört das Agathli. „Geh einstweilen bergauf, Karli, geh nur, ich komme dir gleich nach!“ ruft sie ängstlich. „Gi jeren!“ Es sind Buben im Alter von ihrem Karli, denkt sie mit schwerem Herzen. Aber rasch tröstet sie sich. „Nein, gottlob, mein Karli ist ein anderer!“

„Ich wollte nicht der Himmel weiß was, daß mein Karli mit diesen Nichtsnutzen da zusammenkäme! Er ist noch wie ein Kind, mein Karli,“ sagt das Mutterli zur Milchmeierin und lächelt ganz glücklich dabei, und die Milchmeierin lacht auch so eigen dazu.

Derweil geht der Karli langsam bergauf. Er hat Schuhe an mit breit ausladenden Sohlen, dreifach übereinandergeneht und mit drei Reihen schwerer Nägel beidseitig. Sein Vater selbig hat sie vor zwanzig Jahren neu gehabt. Jetzt trägt sie der Bub . . . Gija, der gute Heimelikonrad, des Agathli fleißiger Gatte ist bald darauf im Holzwerk an der Wallenfluh zu Tode geüßert! Dann kam eine strube Zeit, in der das Agathli vielhundertmal hat geleutet: „D, wenn nur der kleine Karli einmal des Vaters Schuhe tragen könnte!“ Aber die Sohlen seiner letzten Kinderschuhe waren abgenüßt, ehe des Karli Füße für des Vaters Schuhe groß genug geworden waren. An einem Sonntagmorgen stellt das Agathli die großen schweren Schuhe vor den Bub hin und schaut mit glücklichem Lächeln zu, wie des Karli Füße in dem weiten Leberleder verschwinden. „Wie Schiffelein sind sie, ich könnte damit über den See laufen!“ meint der Bub. „Nein, nein, ganz recht sind sie dir: die Füße wachsen, und die Schuhe wachsen nicht!“ will das Agathli haben. Mit stolzen Gefühlen ist die Mutter noch nie hinter ihrem Bub her bergab zur Kirche gegangen, ob es auch bei jedem

Schritt, und durch den Hauptgang der Kirche erst recht laut, aus seinen Schuhen herausjchreit: „Schlarpe, schlarpe, Karli!“ daß alle Leute die Köpfe drehen.

Auf dem Heimweg erzählt das Agathli sein Glück der Milchmeierin. „Jetzt habe ich's gewonnen: der kleine Karli hat nun schon dem Vater selbig seine Schuhe anlegen können!“ Aber immer sagt sie noch „der kleine Karli“. Das ist er ihrem Mutterherzen geblieben, trotzdem er in Vaters Schuhen ging.

Die Schuhe waren das letzte Stück von des Vaters Gewand, in dem der Bub ging. Zwanzig Jahre lang hatte ihn das Agathli in diese Erbschaft gekleidet. Als er zur Schule und am Sonntag zur Kirche gehen mußte, nahm sie eine halbabgetragene Hose und richtete sie für den Buben her. Es war eine heiße Arbeit; aber das Problem gelang. Seither trägt der Bub immer etwas von des Vaters Erbschaft an Leib. Und das Agathli entwickelt in seiner Schneiderkunst eine solch üppige Phantasie, daß der Bub in diesen Erzeugnissen auf jedem Kindermasenfest angestaunt worden wäre. Den größten Triumph aber feiert ihre Kunst, als der Bub zur ersten Kommunion kommt und sie des Vaters neue Hochzeitskleidung opfert. Neu? Zehn Jahre haben sie miteinander auf den Karli gewartet, trotzdem, neu war das Gewand doch noch, und dem Agathli läßt auch die Milchmeierin den Glauben, unter allen Kommunionknaben sei keiner so proper gekleidet wie ihr kleiner Karli.

Daran denkt das Agathli einen Augenblick lang, während der Karli bergauf geht und die größtenden Bengel auf der Straße näherrücken, und es ist ihr im Herzen, sie müsse zwischen ihm und ihnen einen Wall aufrichten aus all den Sorgen und der Liebe, die sie um ihren Karli, um den kleinen Karli gehabt, und ihn damit abschließen von der fröhlichen Ausgelassenheit der Jugend.

„Gh, wie Guer Karli gewachsen hat! Er gibt noch ein Großer, und gar ein Stillter, Ordentlicher ist er!“ rühmte die Milchmeierin endlich im Ernst.

Das Agathli schaut seinem Karli mit einem liebevollen Mutterblick nach. Es will ihr jetzt selber scheinen, der Bub habe gewachsen; die Hosen, die er trägt, reichen nicht ganz bis an die Knöchel, und über den Hüften vermag der Tschoppen das weiße grobleinene Sonntagshemd nicht zu decken. Aus allem heraus will sein junger schlanker Körper wachsen! Nur in der Weite der Hose hat die Mutter eine wahre Stofferschwendung getrieben. Aber sie meint doch immer noch, schöner brächte der Schneider im Dorf die Hosen für ihren Karli nicht zustande; in allem, was sie ihm mache, käme er so wohlgestaltig.

Das Lob der Milchmeierin verleiht dem kleinen dünnen Gesichtlein des Agathli einen Schimmer der Verklärung, und die kleinen hellen Auglein richten sich wieder nach dem Berg hin, wo der Bub sich im Gehen noch einmal umwendet, um zu schauen, ob die Mutter nicht wolle nachkommen. Jetzt will sie sich aber doch beeilen. Sie gibt der Milchmeierin die knochige Hand. „Adiö . . .“ Nein, so kurz kann sie nicht von der Frau weggehen! Das Herz quillt ihr über: „Ja, der Karli! Ein Starke ist er schon und tut schaffen. Jetzt habe ich's gewonnen auf der Welt . . . Jetzt muß er bald ins Militär; aber ich habe keinen Kummer um ihn. Gewiß, wie ein Kind ist er noch! Nie redet er von anderem als von dem halb Duzend Geißeln im Stall. Das kleine weiße Gitzeli ist ihm das Liebste. G'wiß weiß er nicht, daß es zweierlei Menschen auf der Welt gibt!“ Sie sagt das mit einem großen Ernst, der aber gemildert ist von einer mit jedem Wort aus ihrer Seele hervorbredenden Freude an dem Buben, dem kleinen Karli.

Darauf hotichet das Mutterli weiter. Den Kopf hält es vorneingeseckt, als lägen alle Entbehrungen und Sorgen, die das starke, wie graue reifene Fäden über ihr Haupt gestrichene Haar offenbart, noch auf ihr; den Rücken trägt sie wie ein Buckel. Sie denkt auf dem Weg wieder dem nach, was sie zur Milchmeierin gesagt, und malt es aus mit all den Farben, die ihrer Einbildungsstrakt zu Gebote stehen: „Mit keinem Meitli redet er ein Wort! Das Mößi von der obern Müti schaut er kaum einmal an!“ Es wäre ihr ein Schrecken, wenn sie daran denken müßte, ihr Karli liebe wie andere Buben den Meitli nach. Aber sie braucht sich keine Sorge zu machen . . . Nein! Vergnügt lacht sie in sich hinein.



Blumenringelreihen. Nach der Original lithographie von Ernst Kreidolf, Tägerwilen-München.

Der Karli geht unterdessen durch den stillen Wald weiter bergauf. Das dürre tote Laub am Boden raschelt unter seinen Schritten, als wollte es Zwiesprach halten mit dem werdenden, noch in roten Hüllen gewickelten Leben an den Zweigen der Buchen. „Schon tot, ich — schon tot,“ knistert es unter seinen Füßen, und durch die Buchen bläst der Wind: „Der Mai ist da, nur einmal ist er da . . .“ Der Karli hört diese Stimmen. Es ist ihm, er sollte sie verstehen; aber doch sind es fremde Stimmen. Nur daß es ihm wie ein schwerer Duft in den Sinnen liegt. Die Nektarenschule bedeutet für ihn viel. Kind ist er keines mehr. Und er fühlt recht ein Erstarken in seinen Gliedern.

Die Mutter hat ihn jetzt eingebolt. „Oh, Karli,“ meint sie gleich, „das Gögeli von der großen Hornigeiß habe ich dem Staplan versprochen. Stammst es dann gegen das Ende der Woche meßgen und das Fleisch ihn zutragen und ihm auch adio sagen, bevor du in die Nektarenschule trittst.“ Der Karli scheint von dem Auftrag nicht erfreut, geht immer langsam vorwärts und staunt an die mächtigen Buchen hinauf. Der Saft ist schon in der glatten Rinde. Gleich starken lebendigen Leibern wachsen

sie aus dem Boden und schmiegen sich aneinander. In den Kronen sind die weichen Zweige ineinander verwirrt.

Halb oben am Berg steht ihr Heimeli. Eigentlich ist es vielmehr wie ein grüner Nektarbläs an die stolze Lehne gehängt. Ein starker Wald säumt das Gehöste ein, und nach oben schließt es eine graue Kalkfluh von den hochragenden Zinnen ab, die eine Aussicht wunderweit ins Land hinaus gewähren. Von daher kannte der Karli sein Vaterland und wußte, daß es groß und schön war. Aber das Heimeli des Agathli ist nicht hoch genug, um über die nächsten Berge hinauszuleben, und doch weit abseits von den Menschen, eine Ginde, in der vor Zeiten ein heiliger Klausner gelebt, von dessen frommem Leben das Agathli oft ihrem Karli erzählt. Im Innern ist das Mutterli über den stillen Wandel ihres Karli glücklich. Einmal hat es ihr geträumt, der Karli würde auch ein solches Klausnerleben führen. Sie hat den Traum dann dem Staplan erzählt; der aber meinte, das müßte der Karli grad nicht werden. Wenn er nur brav bleibe . . . Sie solle Gott danken, daß sie so weit am Berg oben wohnen!

„D,“ erwiderte das Agathli, „er ist so ein Guter, er weiß von nichts. Und am Weibervolk hat er keinen Gedanken. . .“

Ohne Sorge läßt das Agathli den Karli in die Rekrutenschule einrücken. Die Milchweierin verübelt es ihr sogar ein wenig, daß sie darüber, weil ihr Bub zum Militär tauglich erklärt worden, Freude zeigt, da die jungen Burschen im Militär doch so viel Schlimmes hören. Aber als der Karli jetzt in der neuen, von roten Schnüren eingefassten Uniform vor seinem Mutterli steht, pöppelt dieser das Herz unter dem leichten Gewand, und sie schaut ihn lange mit Augen an, die von Mutterstolz überfließen. Der Karli erklärt indes der Mutter, wofür dieses und jenes an der Uniform so gemacht worden sei.

Und jetzt schaut sie ihm durch das Fenster nach. Es will sie doch etwas schwer bedrücken. Blöglisch fällt ihr ein: „Hat er wohl den Rosenkranz bei sich?“ Dann ruft sie ihm durch das Fenster nach: „Hast den Rosenkranz nicht am End vergessen?“ Der Karli bleibt stehen, greift in den Hosensack, wo das Portemonnaie mit zwei Fünfsrankstücken und einigen Nickelmünzen ihn fast schwer dünkt, und antwortet dann etwas verwirrt zurück: „Eh, im Militär brauche ich ihn ja nicht!“

Das Agathli springt eilig von der Stabell auf, nimmt den Rosenkranz von der Wand und trägt ihn dem Karli entgegen. „Eh, was denkst auch, Karli, ohne Rosenkranz ins Militär! Wenn dir etwas zukommen sollte, wüßten sie ja nicht einmal, daß du katholisch wärest!“ sagt sie ernst. Der Rekrut schaut die Mutter mit seinem fröhlichen Kindergesicht an und gibt ihr noch einmal die Hand. „Adiö, Mutter! Das Hen an den Holzpeneter laß dann nur bleiben! Ich mache es in Ordnung, wenn ich vom Militär heimkomme.“ Das nimmt dem Agathli wieder den strengen Ernst aus dem Gesicht. Es lächelt. . . Dabei schaut es tief in die weichen blauen Augen des Jungen, aus denen es immer die Beruhigung holt: „Er ist wie ein Kind. Keinen Gedanken hat er am Weibervolk. G'wiß weiß er nicht, daß zweierlei Menschen auf der Welt sind!“

Noch nie ist der Karli so vorsichtig bergabgegangen wie heute. Einmal schaut er rechts und das andere Mal links über die passpoilerte Hosennacht hinab, dann wieder vorn über die blauen Knöpfe. Seine rauhen Finger fühlen den samtweichen Stoff des Waffenrockes an. Im stillen einsamen Wald, wo ihn niemand beobachten kann, bleibt er einmal stehen und seine strahlenden Augen mustern mit unendlichem Wohlgefallen die neue Uniform.

Auf einmal steht das Kösl aus der obern Müti vor ihm. Es hat ein schelmisch Lachen auf dem Gesicht und sagt zu ihm: „Mußt du jetzt ins Militär? Wünsch' dir Glück. Bleib gesund, Karli!“ Er erschraf, daß es ihn fast vom Boden küpfte. Gewiß hatte ihn das Kösl schon lange beobachtet. . . Er weiß kein Wort zu erwidern, und sein weißes Kindergesicht wird von einer leichten Blut überflößen. „Der Borchlaus und der Ribitoni sind schon vor einer Halbstund straßab gegangen,“ sagt das Meitli. „Ja, ich muß auch gehen,“ meint der Rekrut zögernd und bleibt doch stehen.

„Adiö, Karli!“

„Adiö, Kösl!“ Sie hält ihm zum Abschied die rechte Hand hin, und da es zum Militär geht, legt er seine Hand in die Kösls. „Leb' wohl!“ fügt er noch hinzu und drückt die Hand herzlich. Er weiß gar nicht, wie es gekommen: es war einfach stärker. Eine eigene Kraft, die unendlich schön ist, daß er gerne sich ihr hingab, hält ihn auf der Stelle fest.

„Zu drei Wochen kommst wieder zurück?“ meinte das Meitli.

„Sieben Wochen lang dauert die Schule,“ sagte er mit Bedauern. Er wußte jetzt, daß ihm die Zeit lange werden wird. . . Aber jetzt muß er eilen.

Nach einigen Schritten schaut er wieder zurück und sieht zu seiner Verwunderung auch das Kösl auf dem Wege stehen und nach ihm zurückschauen. Aber gleich schnell er den Kopf herum. Nicht um viel Geld möchte er beim Einrücken zu spät erscheinen!

Später sieht das Agathli, das noch immer am Fenster sitzt und den Karli vor Augen hat, das Kösl von der obern Müti an ihrem Häuslein vorübergehen. Das Meitli wirft ein Lachen an die kleinen vielfach geschnittenen Fensterscheiben hinauf. Es kam wie Sonnenschein zwischen den weißen Zähnen und den roten Lippen heraus. Aber das Mutterli rückt rasch vom Lichte hinweg. Wie ihr das Meitli heute zuwider ist! Ihr Stopf sagt ihr, es komme aus dem Dorfe und müsse im Wald

mit dem Karli zusammengetroffen sein. Aber ihr Herz sträubt sich, das zu glauben. Nein, g'wiß nicht! Eher hätte ihr Karli einen Umweg gemacht! Aber seither quält sie allemal ein Gefühl des Unbehagens, wenn das Meitli sie freundlich anlacht, als wolle es ihr etwas nehmen, das nur ihr, ihr allein gehört.

Der Karli ist ein guter Soldat. Seine Zimmerordnung ist tadellos. Beim Auftreten ist er der Erste. Keiner hält die Kleider so sauber in Ordnung wie er. Er klagt nicht, wenn der Spaz zu klein oder die Suppe zu dünn und das Brot zu hart ist. Nie kommt ein Murren über seine Lippen, wenn ihm der Korporal aufgibt, das Zimmer zu wischen, und es kommt öfter vor, als es nach Reih und Pflicht an ihm wäre, eben, weil er die Arbeit am besten ausführt. Aber vertraulich wird er nicht mit seinen Kameraden. Wenn sie am Abend nach dem Appell tolle Spässe treiben, zieht er den Kopf unter die Decke. Dann, wenn aus dem Hof herauf das Signal Lichtauslöschen in dumpfen Tönen durch alle Räume der Kaserne zieht, das Gas ausgelöscht wird und nur mehr die elektrischen Vogenlampen auf dem Plaze durch die hohen Fenster ein blaßgrünes Licht in die Schlafsäle hineinwerfen und von einer Bettreihe zur andern eine Kanonade mit Kopfstößen und Polstern anbebt und die übermütigen Burschen gleich weißen Nachtvögeln durch den Saal schwirren, hält der Karli die Bettdecke mit aller Kraft in den Händen und zittert für sie wie ein Krieger in der Schlacht für seine Fahne.

Schon ist das Ende der Schule nahe, als sie eines Tages auf einer herrlichen freien Hügelwelle mit lieblicher Aussicht auf den See, lagern. Müßig liegen die Rekruten nach einer strengen Gefechtsübung im Grase. Der Hunger ist gestillt, die Müdigkeit vergessen. Das Scherzen und Neckeln springt laut und fröhlich von Mund zu Mund; dort singt eine Gruppe, jene balgen sich, friedlich die Kräfte zu messen. Golden fließt die Sonne über das zitternde Wasser. Die Schönheit der Ferge, die an den Ufern des Sees stehen, und die Reinheit des Himmels blicken in den hellen Spiegel hinein. Die Lieder der frohen Schweizerjöhne schwingen sich in lauten Tönen über das Wasser, und die Passagiere des vollbesetzten Dampfers, der nach dem Ufer fährt, schwenken die Fächer. Die Luft ist erfüllt von Freude und jungem Leben, das Schönheit trinkt und in Luft atmet. . . Bummel spazieren auf allen Wegen. Bleichsüchtige, engbrüstige Gestalten und gesunde jugendfrohe Gesichter. Zu den letztern gehört auch ein Kleblatt junger Damen in bellen Toiletten und mit je einem weißen, blauen und grellroten Sonnenschirm. Die Abteilung, die an der Wöschung der Straße, durch welche die Damen schlendern, im Grase liegt, hockt auf. Die wollen sie auch sehen! „Herrgott, sind das Hübsche!“

„Eh, Karli, hätte dir jetzt keiner gefallen von diesen Sommervögeln?“ fragt der Mutter zu neuen an.

Der Karli liegt zufrieden auf dem grünen Rasen und staunt, den Kopf in beide Hände gestützt, den buntbewimpelten Dampfer wie ein Wunder an. Jetzt wälzt er sich auf dem Boden halb herum und stiert auf den Mutter hin. Der Karli ist eben nicht rasch im Denken, und im Augenblick kommt ihm keine andere Antwort in Sinn als: „Eh, du Dummer!“

Aber er schaut doch nicht mehr über den See hinaus. Sein Blick geht jetzt den hellen, in der Luft wiegenden Sonnenschirmen nach.

„Die in der Mitte ist dem Leutnant Birkmann seine Braut,“ erklärt der Korporal wichtig, als hätte er ihnen eine Dienstvorschrift zu erklären. Zu seinem Eifer als Offiziersaspirant lacht er immer nach etwas, was den Vorgefekten bei den einfältigen Rekruten einen Glorienschein verleihen könnte. Und er meint wirklich, jetzt werde der Respekt vor dem Offizier mit der vornehmen Braut ins Ungemeßene steigen.

Aber sie machen ihre Wize.

Der Offizier grüßt die Damen.

„Kumpfbeuge nach rechts!“ ruft der Stalder.

„Beim Eid,“ meint der Mutter und reckt seine langen sehnigen Glieder im Grase, „mit denen möchte ich auch Soldatenschule machen und im geschlossenen Verbände exerzieren!“

Sie wälzen sich auf dem Grase und lachen mit ihren breiten Gesichtern übermütig laut. Dem Mutter scheinen vor Freude die Leberflecken fast zu verschmelzen. Nur der Karli blickt mit stillem Staunen nach dem Leutnant und seiner Braut. Eine kurze Weile haben sie miteinander gesprochen; dann hat sie ihm artig die Hand gereicht. Die Offiziere, die unweit daneben stehen, salutieren. Jetzt geht die Braut mit ihren

Freundinnen weiter. Aber dem Karli ist es, ihr Kleid leuchte heller als das der andern. Nur immer die eine sieht er, wie sie glücklich scheint und um ihr schönes Gesicht trotz des Sonnenschirms der Glanz der Sonne fliekt. Wie in ein großes wunderbares Buch schaut der Karli, in dem er buchstabiert Zeile für Zeile, bis ihm der ganze Inhalt geläufig wird. „Eine Braut haben heißt gleichviel wie einen Schatz haben,“ bringt er bald heraus. „Aber schön ist das, schön...“ „Hast auch einen Schatz, Karli?“ fragt der Korporal wichtig.

Der Karli wird rot im ganzen Gesichte und besänimt; als ob er eine große Schuld eingestehen müßte, sagt er: „Nein.“ Dann, wie das Wort über seine Lippen geschlüpft ist, kommt ihm der Gedanke an die Kösi aus der obern Müti, der er die Hand gegeben, ganz gleich wie der Leutnant seiner Braut. Und der Gedanke löst ihm langsam das zaghafte Armutsgefühl in seiner Seele aus und erfüllt sie mit Duft und Wohlsein.

Auf dem Heimmarsch zur Kaserne singt eine Abteilung volkstümliche Weisen:
„Im Rosengarten will ich dir warten,
Im grünen Klee, im weißen
Schnee...“

Der Karli kann nicht singen. Aber so tief hat ihm das Lied in die Seele hineingeklungen, daß er, als sie einmal stille sind, einen lauten hellen Zauchzer ausstößt, wie er es tut, wenn er oben auf dem Felsfegal der Wallenfluh steht und die Welt schön und frei vor sich sieht. So frei, so stark ist ihm jetzt im Herzen.

An diesem Abend geht der Karli aus. Eine Weile ist er nach der Abendsuppe wie gewöhnlich apathisch auf der harten Matratze gelegen; dann springt er plötzlich auf, zieht den Waffenrock an und schnallt den Gürtel um. Noch einen Blick wirft er über das blaue, weiche Gewand, und was er sieht, tut ihm wieder wohl bis in die Seele hinein. Darauf springt er die Treppe hinab und durch die steinbelegten Hallen der Korridore.

„Nehmt Christen, wo wollen Sie hin?“ herrscht ihn eine raube Stimme an. Der Karli duckt zusammen... Der Leutnant Birkmann steht vor ihm. Die wohlriechende Uniform, der blaue Säbel stechen dem Karli in die Augen. Er stottert etwas: „Ausgehen, ist das verboten?“ „Ja, mit solchen staubigen Schuhen wohl!“

Der Karli steht da wie ein armer Sünder. Sein Gesicht wird rot wie ein Ziegelstein. Der arme Bub darf nicht zu Boden schauen — da fallen ihm die grau verstaubten Schuhe in die Augen — und gradaus erst recht nicht; denn da steht der Leutnant vor ihm. Aber der erbarmt sich endlich seiner naiven Unbeholfenheit. Mit einem leicht fröhlichen Ton in der Stimme sagt er: „Wechseln Sie zuerst die Schuhe ober reinigen Sie diese gründlich! Wenn Ihr mit staubigen Schuhen kommt, hat Guer Schatz lei' Freud an Euch!“ Dem Karli, der einer Strafe gewärtig war, fällt ein Stein vom Herzen. Mit großen glücklichen Kinderangen schaut er jetzt den Offizier an, der selber ein Lachen im Gesichte hat. Ein unendlich guter Herr, dem er fortan um einen Napfen durch das Feuer liefe, scheint ihm der Leutnant zu sein. Rasch springt er in das Zimmer hinauf, um die Schuhe zu wechseln, und schon nach

zwei Minuten marschiert er durch das Tor und salutiert vor der Wache mit solchem Schneid, daß sie denken: „Gh, der will auch die Korporalschnüre verdienen!“ Leichtem Schrittes geht er durch die Straßen der schönen Stadt.

Es ist ein lauer Maienabend. Am Quai schlagen die Kastanienbäume schon kräftig aus. Die Pärlein spazieren unter dem jungen Laub, und immer, wenn er zwei Luftwandeln oder plaudernd nebeneinander auf der Bank sitzen sieht, denkt er: „Das ist doch schön! So möchte ich es auch haben!“ Manchmal bleibt er stehen, schaut den einen lang, lang nach, bis ihm wieder etwas anderes in die Augen flieht. Und wie schön die Landschaft ist! Die Berge mit den weißen blisenden Schneehelmen schauen über den See herüber, auf dem das milde Leuchten smaragdener Farben liegt. Die Sonne ist im Untergehen, die Gipfel glühen purpurrot, und die Waldsäume tragen junges leuchtendes Grün, unterbrochen von der erstarrten Farbensimmung der Tannen. Auf einer luftigen Bergkante, ganz

in die hellere Farbennüance des Waldes gebettet, tief im Taleinschnitt, gewahrt sein Auge sein eigenes liebes Heimeli und darüber, noch höher, die obere Müti. Es ist ihm auf einmal, die Kösi sitze am Fenster und winke ihm. An diesem Abend sitzt der Karli zum ersten Mal mit seinen Kameraden in einer Schenke zusammen, trinkt mit ihnen und ist lustig, bis der Zapfenstreich geschlagen wird.

Der Karli sehnt sich heim, von nun an und täglich mehr. Es ist gut, daß die Schule zu Ende geht; denn der Karli wird nachlässig, seine Gedanken weilen oft an einem andern Ort, und wenn er in der Theorie gefragt wird, steht er mit offenem Maul ganz verdattert da. Nur in seinen kindlich unschuldigen Augen liegt eine verträumte Sehnsucht, aber keine Spur von einem Gefühl der Beschämung.

Seine Kameraden pfauchen wie junge Staken.

„Heit Ihr a Schatz denkt?“ fragt der Leutnant einmal.

Des Karli Gesicht glänzt. Mit ganzer Seele hätte er die Frage bejagen mögen. Wenn er nur mit dem Leutnant allein wäre. Aber den Kameraden mag er es nicht gestehen. Sie wissen es gleichwohl: gar zu deutlich hat die Zustimmung auf seinem Gesicht gestanden. Aber ebensowenig können sie jetzt ihren Schnabel übereinanderhalten. Der Leutnant Birkmann empfindet das Bedürfnis, den Karli vor ihrem Spott

zu schützen.

„Dann wißt Ihr es: wer über andere sich lustig machen kann, wird selber wohl keine Frage schuldig bleiben!“ Matter, sagt: Wie manche Division haben wir?“ frug er barock. Die Antwort ist Schweigen. Der Matter steht wie ein Zaunstecken, und den andern macht der Gedanke schwer: „Wenn er nur nicht mich fragt!“ Aber einen nach dem andern ruft er auf und läßt sie dann mit ihren komischen Sauerampfergesichtern in Achtungstellung stehen.

Nun hat der Karli Ruhe vor den Neckereien seiner Kameraden. Nach der Entlassung wollen sie ihn noch mit sanfter Gewalt ins Wirtshaus mitnehmen. Aber er hastet schnurstracks bergauf. Die Mutter hält am Fenster nach ihm Auslug. Aber er denkt wohl an anderes. Die Vögel singen, im Wald rauscht



Hochzeit der Zwerge.

Nach dem Originalaquarell von Ernst Kreidolf für das Bilderbuch „Die Wiesenzwerg“.

es von ihrem Flattern in den Bäumen laut, sodas der Karli einigemal betroffen um sich schaut. Wenn jetzt das Mösli wieder plötzlich vor ihm künde, er erschreckte nicht mehr so fast.

Aber da ist das Heimeli, so nett im Wald versteckt. Das Mutterli lacht am Fenster mit dem ganzen Gesichte, das sonst aussieht, wie eine trockene Erdscholle. . . Ja, ja: ihr Karli ist einmal wieder daheim! Das kleine Fraueli hält die Hände ineinandergefaltet und schaut seinen Busen immer, immer an. Die Augen laufen ihr über, und ein Tropfen Augenvasser nach dem andern fällt silberig hell auf die vielfach geflickte Schürze nieder. Und so rein ist auch ihre Freude, das der Bub, der Karli wieder da ist, gesund und kindlich, wie er von ihr fortgegangen. . . Mit der schweren Schürze reibt sie sich die Augen aus; denn die Tränen verdunkeln ihr das Bild des Karli. Und jetzt sieht sie erst, wie sein Gesicht fester und dunkler geworden, und unter der Nase glaubt sie die ersten verborgenen Spuren eines Schnurrbartes zu erkennen. Aber sie empfindet darüber keine Freude. . . Erst, als er zu erzählen beginnt, wie sie sich über die herrliche Suppe mit den goldenen Fetttaugen bergemacht haben und alle sich um die Kessel drängten, darin das Fleisch gelegen, wie oft der Udi Müller ins Loch gekommen, wie aber er keine Strafe habe aushalten müssen, der Leutnant sei ein gar guter Herr gewesen. . . versiegen ihr wieder alle Bedenken. Sie hört ihm zu, hält die Hände im Schoß übereinandergelagert und immer denkt sie dabei: „Kein Wort erzählt er von einem Meitli! Er ist geblieben so ein Guter, wie er immer war! Ein Unschuldiger, der nichts vom Weibervolk weiß!“

Die Freude eines Kindes glänzt in ihren Augen.

Der junge Soldat zieht die Uniform aus; aber die weiten kurzen Hosen, die ihm die Mutter geschneidert, gefallen ihm nicht mehr. Als er darauf in seiner Werktagskleidung wieder zur Mutter in die Stube tritt, hat er seine Militärhose in der Hand. „Mutter“ sagt er, „wenn du mir wieder Hosen machst, kannst du an diesen Militärhosen ein Muster nehmen! Die sind doch viel geformter, und sie stehen mir besser als jene, die du schneiderst.“

Das Agathli meint, die roten Streiflein in der Naht gefallen dem Karli so gut, und lacht glücklich über den kindlichen Geschmack seines Jungen.

Darauf geht er aus dem Stüblein. Die Mutter mahnt ihn aber liebevoll, doch heute nicht mehr mit der Arbeit zu beginnen.

„Morgen muß ich das Heu in Garubündel fassen; der Holzenpeter kommt es holen. Aber zu wenig Seile habe ich noch. . . Will nach solchen aus. . .“ sagt er unsicher und zieht die Türe hinter sich ins Schloß.

Das Agathli bleibt allein im Stüblein. . . „Schon wieder bei der Arbeit ist er, der Karli, die erste Halbtag, seit er daheim ist!“ Das ist sein erster Gedanke. „Die und die hocken

gewiß noch im Dörflein unten im Wirtshaus und tun schön mit der Kellnerin. Und die Mutter wartet gewiß auch auf sie. Ja, mein Karli, der hat nichts auf dem Weibervolk!“ Sie faltet die Hände wie zum Gebet. Ein großes, glückliches Zufriedensein ist in ihrer Seele. Das der Karli ganz ihr eigen ist, das sie ihn mit keinem andern Weibergeschöpfe teilen muß, das macht sie reich und unendlich selig.

Sie sieht durch das Fenster die großen stattlichen Höfe im Tal und vorn im Dorf die Fahne auf dem großen Gasthof, wo alles gleißt und glitzert wie eitel Gold. Aber solch einen Schatz wie das Agathli besitzt doch niemand.

Der Karli geht bergauf. Die Halde ist steil; aber er schreitet leicht aus. Sein Gesicht blüht, und die Augen glänzen. Eine Kraft pulst in seinen Adern, die ihm die Steigung leicht überwinden hilft. Etwas Frisches, Jauchzendes ist in seiner Stimmung, und er jauchzt einmal hinaus — hell verklingt es in den Bergen. Der reine Herzenston schwingt sich auf zum azurblauen Himmel.

Das Mösli hat den Ton vernommen. Die Freude darüber, daß er gleich ihm „guten Tag“ zu sagen kommt, verbirgt es aber vor der Mutter hinter die Worte: „Den entsetzlich schlampigen Gang haben sie ihm aber abgenommen im Militär!“

Dem Karli klopft auch das Herz, als er in der Stube steht. Die Bitte, ihm für zwei Tage einige Heuseile zu überlassen, bringt er noch leidlich heraus. Dann haperts. Der auf dem Ofenbank sitzt, ist der alte stille Karli. Für den Reichtum der Empfindungen in seiner Seele findet er jetzt wieder vor der Mutter und der Mösli keine Worte.

Erst geht das Mösli hinaus. Bald darauf sagt auch der Karli sein kurzes Adio — dann aber treffen sie sich doch draußen vor dem Haus. In der untern Matte hat sie noch etwas zu tun und geht nun mit ihm bis unter die alte Wettertaune mit dem graubärtigen Moos. Da sitzen sie auf dem kaum ergrünten Weideland neben himmelblauen Guzianen. Der Wind rauscht in dem zerzausten Wipfel des Baumes und flüstert: „Schon alt, schon alt! Nur einmal ist man jung!“

Die darunter sitzen, verstehen das Mahnen. Die Glocken, die unten im Dorfe läuten, singen es, die leichten durchsonnten Wölklein, die über die Spitzen der Berge ziehen, schreiben es an den blauen Himmel: „Einen Schatz haben ist schön!“

„Du bist doch mein Schatz, Mösli?“

Sie hört ihm still zu; dann sagt sie mit einem schelmischen Zug um das rote Mäulchen: „Siehst immer ein so Schüchternes gewesen, du, du im Militär! Weißt, mein Schatz muß ein fröhlicher Burisch sein!“

„Aber jetzt bin ich's nicht mehr.“ Es lacht aus ihm heraus von Jubel und Seligkeit. Er faßt sie um den schlanken jungen Leib und küßt sie herzlich wie ein braver gesunder Burisch.

Und um sie herum blüht der Mai. . .

Unterdessen besteht das Agathli Karlis Militärkleider. Alles ist sauber und wohlgeordnet. Sie hält wieder ihre Hände im Schoß gefaltet; auf dem kleinen vertrockneten Gesichtlein liegt der Glanz ihres seelischen Glückes, und die Lippen murmeln: „Er ist doch ein Guter, der Karli! Die Milchweierin hat immer gesagt: Schauet dann, wenn er aus dem Militär kommt! . . .“ Aber mein Karli ist nicht so. . . Das da, das farbige, schöne Gewand ist seine ganze Leidenschaft. . . Auf dem Weibervolk hält er nichts. . . Was braucht er mehr als mich! Soviel Liebe kann ihm doch keine geben. . .“

Das Agathli darf aber trotz der Täuschung mit seinem Karli zufrieden sein. Das Militär hat ihm nichts geschadet. Er ist ein braver gesunder Bub!

In die Phantasie.

Um bau' mir, schwärmende Phantasie,
Ein Haus von blühenden Träumen,
Und was mein fröhliches Herz erfreut,
Laß brausen, glücken und schäumen!

Vor allem fülle mit Lebenslust
Und Sang die heitere Klaufe,
Und naht die Sorge sich meiner Brust,
So sag', ich sei nicht zu Hause!

Emil Fallér, Zofingen.

